

Teil I:
Queere Stimmen
und Trans*Positionen
zur Gegenwart

Aber irgendwie muss man es auch schaffen, so zu leben, als sei man nie damit konfrontiert worden ...

Ein Leben zwischen Schwulenszene und positivem HIV-Status

Zülfukar Çetin im Gespräch mit Efe

Efe¹ ist zum Zeitpunkt des Interviews, das am 9. März 2017 stattfand, 23 Jahre alt. Er lebt in Ankara und studiert Soziale Arbeit. In der vorlesungsfreien Zeit fährt er zu seiner Familie im Nordwesten der Türkei. Im November 2015 erfuhr er von seinem positiven HIV-Status. Im Gespräch geht es deshalb vor allem um den individuellen Umgang mit HIV und um die Erfahrungen mit dem sozialen Umfeld, der medizinischen Behandlung und der psychosozialen Unterstützung. In Bezug auf die schwule Szene in Ankara befindet sich Efe in einer Zwickmühle: Er beschreibt sich als offen lebenden Schwulen, der sich jedoch aufgrund der Angst vor Diskriminierung und Stigmatisierung in der Szene nicht als Person mit positivem HIV-Status outen kann.

Der negative Anfang eines »positiven« Lebens

Zülfukar Çetin: *Würden Sie zunächst ein bisschen von sich selbst erzählen?*

Efe: Natürlich. Ich heiße Efe. Ich studiere in Ankara im Sozialbereich. Meine Familie wohnt in einer Stadt außerhalb von Ankara. Ich bin 22, 23 Jahre alt und schwul. Vor etwa anderthalb Jahren, im November 2015, erfuhr ich, dass ich HIV-positiv bin. Ich war zu dem Zeitpunkt allein und hatte das ganz und gar nicht erwartet. Ich hatte mir vor der Diagnose immer gesagt, dass mir das nicht passieren könne, dass es so weit weg von mir sei. Aber Hochmut kommt eben vor dem Fall ... So war es wohl ein bisschen. Ich erfuhr es zu einem Zeitpunkt, als ich es am wenigsten erwartet hätte. Es war wirklich ein großer Schock für mich. Sie untersuchten mich, splitterfasernackt, zig Ärzt*innen um mich herum. Normalerweise machen sie ja

1 Name anonymisiert.

einen weiteren Test nach drei Monaten, um die Diagnose zu bestätigen. Ich hatte drei Monate davor schon einen Test gemacht, aber dessen Ergebnis gar nicht angegeben. Also ließ ich noch einen Test machen, welcher dann tatsächlich auch positiv ausfiel. Das bedeutete, ich war wirklich positiv. Das verstärkte den Schockgrad natürlich, ein richtiges Trauma.

Dann fing der Follow-up-Prozess an. Ein paar Tage lang stand ich neben mir, es ging mir sehr schlecht. Alles Mögliche wurde detailliert untersucht. Ich wurde an die Psychiatrie verwiesen. Anfänglich, vielleicht drei, vier Monate lang, nahm ich Antidepressiva. Aber ich merkte, dass sie mir nicht guttun und setzte sie ab. Ich vernachlässigte mein Studium vollkommen und meine Leistungen sackten ab. In dem Zeitraum absolvierte ich ein Praktikum bei Pembe Hayat LGBTT Dayanışma Derneği (Rosa Leben LGBTT Solidaritätsverein).² Ich entfremdete mich zusehends von meinem Umfeld. Anfangs fühlte ich mich wirklich sehr allein. Ich wusste nicht, was es bedeutet, positiv zu sein; wusste nicht, was die Konsequenzen sind; wusste fast gar nichts. Ich nahm an, es sei eine tödliche Krankheit, quasi das Ende der Welt. Wahrscheinlich, weil ich so jung war. Ich war 21. Ich dachte, ich verdiene das nicht. Es war wirklich niederschmetternd. Ich habe jetzt noch Konzentrationsschwierigkeiten, wenn ich darüber spreche.

Ich zog mich immer weiter in mich selbst zurück und versuchte, alles mit mir selbst auszumachen. Ich vermute, ich fürchtete mich auch ein bisschen davor, dass andere Menschen es erfahren, dass es sich herumspräche und öffentlich würde. Meine Familie weiß eh nichts von meiner sexuellen Identität, auch wenn sie sich da Fragen stellen. Ich glaube, sie würden nicht gut reagieren. Es ist wirklich schwer. Meine Freundschaften litten auch darunter und wurden schwächer. Beim ersten Mal, dass ich das jemandem erzählte – weil ich es jemandem erzählen musste –, bekam ich nicht die nötige Unterstützung. Wir hatten auch schon andere Probleme, aber selbst als ich nur um eine Begleitung zu den Kontrollen ganz am Anfang bat, war das nicht immer möglich und ich musste allein gehen.

Lassen Sie mich von einem Erlebnis erzählen: Ich habe häufig wechselnden Geschlechtsverkehr, viele verschiedene Partner im schnellen Wechsel. Bevor ich krank wurde – nein, das wollte ich ja nicht mehr sagen –, also bevor ich erfuhr, dass ich positiv bin, wusste ich von meinem Arzt ein bisschen etwas zum Verlauf der Infektion. Sagen wir mal, über die Inkubationszeit. In dem Zeitraum hatte ich alle möglichen Sexualkontakte. Ich schrieb

2 Vgl. dazu das Interview mit Buse Kılıçkaya.

allen, mit denen ich zusammen gewesen war, über ihr Profil: »So und so steht es, du könntest auch was haben.« Ich fühlte mich dazu verpflichtet, das zu tun. Es gab einen, den ich regelmäßiger getroffen hatte, sechs-, siebenmal oder vielleicht sogar acht-, neunmal. Wir hatten jedes Mal ungeschützten Verkehr. Ich sagte immer, dass wir uns schützen sollten, aber er lehnte es immer ab. Und ich bestand nicht darauf, als der andere es nicht wollte. Ich wusste zwar, dass ich mich schützen muss, ich sagte: »Immer nur Safer Sex.« Aber wenn es dann darauf ankam, wurde ich schwach. Es war, als wären mir die Hände gebunden. So war das vorher. Seitdem mache ich nur noch Safer Sex. Aber mit jener Person traf ich mich in den ersten ein, zwei Monaten nicht mehr. Ich hatte eigentlich zu gar niemandem Kontakt. Ich versuchte, ohne Sex und ohne andere Menschen zu leben. Ich musste es erst einmal verdauen, musste mich daran gewöhnen. Ich konzentrierte mich also zwei Monate lang auf mich selbst, indem ich mich zurückzog.

Dann sah ich diesen Typen wieder. Noch zwei- oder dreimal. Ich hatte auch ihm anonym geschrieben, um ihn zu informieren. Ich hatte getan, was ich konnte, das, was ich als Verpflichtung empfand, ohne ihm direkt in die Augen zu sehen und zu sagen: Ich bin so und so. Ich hätte mich nicht outen können. Und er fing dann an zu sagen: Lass uns Schutz benutzen. Aber immer erst nach dem Sex. Immer danach sagte er: »Eigentlich sollten wir uns schützen.« Gerade so, als wäre es immer an mir gescheitert. So, als hätte er es immer gewollt und ich mich sorglos verhalten. Ich sagte: »Ja, wir hätten Schutz benutzen sollen. Aber als ich während des Sex davon gesprochen habe, hast du von Erektionsproblemen wegen Kondomen gesprochen.«

Ich habe doch vorhin von einem Freund erzählt. Es stellte sich heraus, dass dieser Typ auch sein Sexpartner war. Wir erfuhren das erst später. Mein Freund und ich kannten uns schon länger als jeder von uns den Typen, aber trotzdem wurde das zwischen uns zum Problem. Er hatte uns beiden gefallen, aber der Freund konnte das nicht akzeptieren. Da gab es eine Vorgeschichte zwischen uns, drei andere, mit denen wir beide Sex gehabt hatten, Leute, mit denen er vorher zusammen gewesen war. Aber bei diesem einen war es anders. Hier war ich der Erste gewesen und er machte sich danach an ihn heran, ohne mir davon zu erzählen. Ich weiß nicht, was er sich dachte, ob er neidisch war oder so. Er sagte: »Du bist krank. Du hast keinen ungeschützten Verkehr mit ihm, oder? Tu das bloß nicht!« Schließlich hatte er zur selben Zeit Sex mit ihm. Er dachte wahrscheinlich an sich selbst oder seinen Sexpartner. Nur an mich dachte er nicht. »Natürlich haben wir Safer Sex«, sagte ich. Es ging ihn ja nichts an.

Aber er erfuhr dann wohl, dass es nicht safe war. Er warnte mich: »Ich will nicht, dass du dich noch einmal mit Ozan³ triffst.« Ich fragte, warum er das nicht wolle. »Ich will es eben nicht«, sagte er. Also war es ihm neu-lich nicht nur um Safer Sex gegangen. Sein Problem war auch ein anderes. Er drohte dann offen: »Ich will es nicht. Und wenn du ihn noch einmal triffst, gehe ich zu deiner Familie und oute dich.« Und ich sagte dann: »Gut, wenn du es nicht willst, treffe ich ihn nicht mehr.« Ich wollte nicht weiter darüber sprechen, weil ich dachte, es bringt nichts, wegen so etwas unsere Freundschaft zu gefährden. Also traf ich den anderen nicht mehr, bis etwa ein Monat später Nachrichten von ihm kamen, so nach dem Motto: Wo bist du? Komm sofort hierher! In der Zwischenzeit aber war mein Freund bei ihm gewesen und hatte ihm alles erzählt, etwa auf folgende Art und Weise: »Du könntest krank sein.« Und er ruft dann mich an und sagt, ich könnte krank sein.

Zuerst war ich eine Weile nicht ans Telefon gegangen, denn ich fürchtete mich. Er war schon ein Psychopath. Ich wusste nicht, wozu er fähig ist, und hatte Angst. Er war gefährlich. Ich sprach nicht mit meinem Freund über diese neue Situation. Wir taten beide so, als wüssten wir nichts. Ich schwieg einfach. Nach ein paar Tagen kam er zu mir ins Zimmer – wir lebten im selben Studierendenwohnheim. »Was ist los, warum kommst du nicht vorbei?«, fragte er. Und ich sagte: »Das fragst du mich?« Als ich ihn fragte, warum er mir so etwas angetan hatte, antwortete er: »Weil ich unserer Freundschaft beenden wollte.« Ja, in der letzten Zeit war unsere Freundschaft nicht mehr dieselbe gewesen. Wir hatten zwar Probleme, aber so hätte es trotzdem nicht enden müssen – damit, dass er mich an den Pranger stellte und so seine Distanzierung zum Ausdruck brachte. Davor hatte er nie davon gesprochen, dass er nicht mehr mein Freund sein möchte. Jetzt erst sagte er mir offen, dass er auf den anderen Typen stehe und deswegen nicht mehr mit mir befreundet sein wolle. Ich sagte ihm, dass ich ihm das niemals verzeihen würde. Das war es dann.

Das, was ich damit sagen möchte, ist dies: Am Ende hatte einer aus der Schwulen-Welt von Ankara, einer, den ich nur für Sex traf, von meiner Infektion erfahren, einer der mir fremd war und bleiben sollte. Das machte mir Angst. Mein vermeintlicher Freund hätte das ja auch vielen anderen erzählen können. Ich wäre dann in der schwulen Szene in Ankara eine bekannte Figur geworden. Das ließ mich zweifeln. Und zwar ziemlich stark.

3 Name anonymisiert.

Die Angst vor Diskriminierung in der schwulen Szene aufgrund des HIV-Status

Wenn ich das richtig verstehe, sind Sie als Schwuler in Ankara out, aber als HIV-Positiver nicht.

Genau.

Also wissen es nicht viele Leute?

Zahlenmäßig sehr wenige, ja. Ich lebe in Ankara wirklich sehr offen mit meiner sexuellen Identität. Ich würde sagen, ich habe seit vier, fünf Jahren ein gay life hier. Ich lebe seit fünf Jahren in Ankara und irgendwann bist du unter den Schwulen bekannt. Sie erkennen dich am Gesicht und dein Leben wird dann noch öffentlicher. Naja, und das führt dann natürlich auch dazu, dass du dir noch mehr Fragen stellst.

Wenn Sie vom Coming-out als Person mit positivem HIV-Status sprechen, sprechen Sie von der schwulen Welt oder von der Allgemeinbevölkerung?

Ich meine gegenüber der schwulen Welt.

Denken Sie denn, dass Sie dort mehr Diskriminierung oder Verurteilung erleben würden, wenn Ihr HIV-Status bekannt wäre?

Wie soll ich es sagen? ... Natürlich ist es nicht so erfreulich, Diskriminierung in der Gesamtgesellschaft zu erleben. Aber in diese Situation begeben ich mich gar nicht erst, denn es ist leider sehr schwierig, Dinge zu verändern. Wenn wir uns unsere Gesellschaft anschauen, ist es sehr schwierig, die Gedanken einer Tante zu verändern, die ihr 30. oder 40. Lebensjahr erreicht hat. In dem Alter denken doch alle schon in ihren Schubladen. Natürlich gibt es ganz hervorragende Projekte im Bereich der gesellschaftlichen Wahrnehmung, aber ich erwarte beispielsweise keinen Respekt.

Von der Allgemeinbevölkerung?

Von der Allgemeinbevölkerung. Das stört mich nicht. Es ist mir gleichgültig, ob sie mich verurteilen oder nicht. Aber in der Schwulenszene von Ankara bin ich ein populärer Mensch. Mich kennen wirklich viele Leute. Ich würde sofort zum Gesprächsthema, die Schwulen sind sehr gut darin. Es gibt wirklich viele Leute, die auf Klatsch und Tratsch stehen. Wenn du ein bisschen gekannt und erkannt wirst, wirst du sofort abgestempelt und

angeklagt. Das würde mich noch viel trauriger machen und zu noch mehr Vereinsamung führen – und ich würde dadurch auch von Ankara entfremdet werden. Das wäre nicht gut, denn ich mag Ankara gern. Ich mag es sehr, hier zu leben. Außerdem würde es dadurch schwieriger werden, Partner zu finden.

Mag sein, dass auch das zu einer Zurückhaltung bei mir führt. Sie kennen das ja. Ich meine bei Hornet, einer Dating-App, habe ich auch schon Nachrichten bekommen, wo es dann hieß: »Bist du positiv? Ich habe gehört, du bist positiv, ist das wirklich so?« Mag sein, dass mich dieser ehemalige Freund, von dem ich gesprochen habe, auf diese Weise bestrafen möchte. Kann sein, dass er Sachen aus meinem Privatleben gegenüber Dritten ausgeplaudert hat. Ankara ist eine Großstadt, aber gleichzeitig kann es auch ein sehr kleiner Ort sein. Eigentlich kennt jeder jeden und es gibt so eine Art Netzwerk, in dem alle auf die eine oder andere Weise drinhängen.

Es gibt auch noch diesen Umstand ... Ein sehr großer Teil der Menschen hat ungeschützten Sex und denkt auch, dass er leidenschaftlicher ist. Wenn ich dann sage: »Ich mache nur Safer Sex«, dann kriege ich manchmal bei Hornet als Antwort: »Eh? Warum? Früher war das doch auch nicht so ...« Und es stimmt ja auch. Früher hatte ich ungeschützten Sex und offenbar sprach sich das herum. Ist ja auch klar, denn ich lebte sehr schnell, hatte mit vielen verschiedenen Leuten Sex. Unter diesen Umständen ist es verständlich, dass sich das Gerücht schnell verbreitete, dass ich es ohne mache. Ich muss mich immer sehr bemühen, cool zu bleiben, wenn etwa Leute, mit denen ich früher ungeschützt Sex hatte, mich heute fragen: »Was ist los? Oder hast du jetzt etwa HIV?«

Aber im Lauf der Zeit habe ich mich auch da entwickelt. Die Leute haben die Meinung verinnerlicht, dass sich nur die Positiven schützen müssen. Das hat sich richtig festgesetzt in den Gehirnen. Dabei ist es doch das Normalste, sich immer zu schützen. Du musst nicht krank oder infiziert sein. Aber das gibt es hier überall, in der ganzen Gesellschaft. Dir muss immer zuerst einmal etwas passieren, damit du deine Lehren daraus ziehst – und danach verhältst du dich dann vorsichtig. Wir müssen immer zuerst einmal kräftig durchgeschüttelt werden, bevor sich die Gehirnwindungen klären. Also, ich versuche aufzupassen. Ich war vorher auch schon sensibilisiert, aber im Lauf der Zeit hat das zugenommen. Ich war jung, ich war doof. Heute verhalte ich mich vorsichtiger.

Selbstbild als Person mit positivem HIV-Status und Umgang mit Vorurteilen

Gehen Sie davon aus, dass Sie das Leben anderer in Gefahr bringen könnten?
Ja, ich betrachte mich manchmal als jemanden, der eine Gefahrenquelle für andere darstellt.

Hat das mit der Positiv-Diagnose begonnen oder hatten Sie davor auch schon solche Gedanken?

Nein, ich hatte nie so gedacht. Diese Art zu denken kam auf, nachdem ich erfahren hatte, dass ich HIV-positiv bin. Am Ende *bin ich ja HIV-positiv*.⁴ Ich muss vorsichtiger sein als andere, muss bewusster damit umgehen. Aber es gibt auch diese Seite: Du brauchst ja eine wechselseitige Verantwortungsübernahme. Ich frage den anderen, ich warne ihn. Wenn der andere aufgeklärt ist, schützen wir uns eh. Aber wenn der andere trotzdem keinen Safer Sex will, distanzieren ich mich ein bisschen von ihm. Wir machen dann vielleicht ein bisschen rum, aber wir haben keinen Analverkehr. Auch wenn etwas zwischen uns passiert, habe ich meine Verantwortung getragen, indem ich gesagt habe, dass ich keinen ungeschützten Sex haben möchte.

Natürlich ist das eine Sache, die nicht nur die Positiven, sondern auch die Negativen angeht.

Ja, ich sage es und denke, dass ich damit den Ball zurückgegeben habe. Alle müssen sich Gedanken darüber machen, was sie tun oder nicht. Es ist ja eine bekannte Sache, die eine verbreitete Krankheit unter schwulen Männern ist. Wenn du schwul bist, musst du dich damit auskennen und dich entsprechend verhalten. Es ist also deine eigene Verantwortung.

Ist das also eine Art Schwulenkrankheit?

Das ist es nicht, nein. Es gibt ja welche, die das sagen. In der Türkei ist das zumindest noch so. Hier wird Aids weiterhin als Schwulenkrankheit gesehen.

Auch heute noch?

Ich würde sagen bis heute, ja. Oder aber, sie kommt im Ausland oder bei Ausländer*innen vor, bei uns nicht. In der Türkei gibt es das nicht.

4 Im Original stark betont.

Was hat sich in Ihrem Leben verändert, nachdem Sie erfahren haben, dass Sie positiv sind?

Das ist ein seltsamer Gemütszustand. Alle Positiven werden ihre eigenen Reaktionsweisen haben. Manche lernen im Laufe der Zeit, sehr bewusst damit umzugehen, wissen eine Menge, bilden sich weiter zu dem Thema. Viele legen dann viel mehr Wert auf ihre körperliche und psychische Gesundheit. Aber es ist auch möglich, dass du aus dieser Leere nicht mehr rauskommst und gedanklich krank wirst. Sie denken: »Ich bin eh krank, ich werde sowieso sterben.« Und dann gehen sie verschwenderisch mit sich selbst um. Ihre Beziehungen, auch die sexuellen, sind viel ungeschützter.

Haben Sie Schritte unternommen, um andere Positive kennenzulernen und von ihren Erfahrungen zu profitieren?

Ich habe darüber nachgedacht, aber nichts unternommen. Bei Pozitif Yaşam (Positives Leben)⁵ soll es jemanden geben. Ich habe aber nie Kontakt aufgenommen.

Warum nicht? Hatten Sie Angst?

Ich hatte keine Angst, ich wollte es eher selbst überwinden.

Könnten Sie sich vorstellen, sich mit anderen Positiven zu treffen, um Erfahrungen auszutauschen, wenn Sie einmal alles überwunden haben?

Ja, klar. Ich habe das vor – warum auch nicht? Ich würde später gern anderen von meinen Erfahrungen berichten. Zuerst muss ich mich aber selbst stärken. Für die Zeit danach habe ich schon konkretere Vorhaben, Menschen in ihrer Suche und in ihrem Forschen zu unterstützen.

Ich will das Thema nun ein wenig ausweiten ...

Ich wollte mich eigentlich sehr gern mit Ihnen treffen, weil ich dachte, es gäbe Sachen, die ich noch nicht weiß. Oder vielleicht auch Sachen, über die ich falsch informiert bin. Mehr so als gegenseitigen Wissensaustausch. Ich bin HIV-positiv und Sie forschen dazu. Ich dachte, da kann ich mir auch Sachen aneignen.

Sie können jederzeit Fragen stellen. Zunächst einmal bin ich zum Zuhören hier. Wenn es aber Sachen gibt, zu denen Sie etwas erfahren möchten, können wir auf

5 Vgl. dazu die Interviews mit Arzu Rezzan Sunam, Canberk Harmancı und Yasin Erkaymaz.

jeden Fall auch darüber sprechen. Allerdings bin ich keine medizinische Fachkraft. Das Feld, zu dem ich arbeite, ist vor allem das Leben von HIV-Positiven, ihre gesellschaftliche Situation, ihre Diskriminierungserfahrungen, der Widerstand gegen solche Erfahrungen, der Prozess der Selbststärkung. Viele sehen HIV als Krankheit, genau genommen als Synonym für Aids. Doch HIV ist heute nicht mehr tödlich. Viel mehr Menschen sterben an Herzinfarkten oder im Straßenverkehr. Ich stelle mir die Frage, warum HIV nach wie vor auf so dramatische Weise zur Sprache gebracht und so sehr mit moralischen Fragestellungen aufgeladen wird. Ich betrachte HIV also vor allem als ein gesellschaftliches Problem.

Ja.

Als Mensch, der Beziehungen mit HIV-Positiven unterhält, habe ich selbst auch eine Menge gelernt. Am Ende teilst du ja unglaublich viel mit Menschen – berühren oder nicht berühren, aus demselben Glas trinken oder nicht? Solche Vorurteile haben doch zunächst einmal alle Menschen. Ja, auf jeden Fall. Solche Vorurteile hatte ich früher auch im Kopf. Tatsächlich auch anhand der Frage nach dem Trinken aus demselben Glas. Als ich noch mit meiner Familie zusammenwohnte, benutzten wir beispielsweise alle denselben Nagelknipser. Heute habe ich einen eigenen. Ich musste über Handtücher, Toiletten und viele andere Dinge des Alltags erst einmal nachdenken. Wenn ich heute beispielsweise an irgendeiner Stelle meines Körpers eine kleine Wunde habe, kümmere ich mich sofort darum.

Sie hatten die Vorurteile schon verinnerlicht, bevor Sie Ihren HIV-Status kannten?

Eigentlich ja. Es dauerte ewig, bis ich mich von dieser Programmierung und ihren Auswirkungen befreien konnte. Ich gehörte mit zu denen, die diese gesellschaftliche Wahrnehmung reproduzierten. Dabei ist so viel Paranoia ja gar nicht notwendig. Klar, sei dir deiner Krankheit bewusst ... Ach, sehen Sie, jetzt sage ich schon wieder »Krankheit« ...

Sollen wir Status statt Krankheit sagen?

Keine Ahnung ... Sollen wir Status sagen? Wie sollen wir es nennen? Ich bin nicht so terminologiefest.

Auf die Begriffe werden wir gleich noch eingehen. Viele fördern ja Formen der Diskriminierung. Sie werden gesellschaftlich erzeugt, aber irgendwie schaffen wir es oft auch nicht, sie wieder loszuwerden ...

Ja, leider. Sie sitzen uns in den Zellen. Was ich sagen wollte, ist dies: Klar, sei dir bewusst, dass du positiv bist, triff deine Vorkehrungen, vergiss es nicht. Aber irgendwie muss man es auch schaffen, so zu leben, als sei man nie damit konfrontiert worden. Sonst ermüdest du doch nur in psychischer Hinsicht. Ich meine, ich vergesse ohnehin nie, dass ich positiv bin, es ist mir immer in den Gedanken. Aber das ist doch nichts Gutes. Gleichzeitig so zu tun, als existierte es gar nicht, erscheint mir für ein gesundes, bequemes Leben manchmal auch sehr wichtig.

In Ihrem Alltag hat sich geändert, dass Sie einmal am Tag ein Medikament einnehmen müssen. Menschen mit anderen Krankheiten benötigen viel mehr Medikamente und werden in ihrem Leben trotzdem wesentlich stärker behindert.

Klar. Durch diese Veränderung hat sich in meinem Leben manches sogar zum Vorteil gewandelt. Ich achte beispielsweise viel mehr auf meine Gesundheit. Oder es gibt die Routine-Untersuchungen und ich bekomme es gegebenenfalls viel schneller mit, wenn ich eine andere Krankheit habe. Ein Mensch, der nicht HIV-positiv ist, macht doch kaum so oft Bluttests. In diesem Sinn habe ich sogar ein bisschen Glück. Ich habe angefangen, auf diese Weise damit umzugehen.

»Positiv« als Selbstbezeichnung und der Umgang mit Diskriminierung

Wir haben vorhin schon kurz über Begriffe gesprochen. Sie beschreiben sich beispielsweise als »HIV-positiver Mensch«. Wenn wir jetzt kurz HIV und Mensch beiseite lassen: Könnten Sie sich vorstellen, sich auch als »Positiver« zu beschreiben? Würde es Ihnen einfallen zu sagen: »Ich bin positiv«?

Als Adjektiv meinen Sie?

Ja, als Adjektiv. Im Augenblick sagen ja viele »HIV-positiv«, so wie früher gesagt wurde: »Aids-krank« oder »mit HIV«. Und wieder andere sagen »HIV-Infizierte« oder »Personen, die mit HIV leben«.

Ja, das nutze ich. Denn mir kommt dieses »mit HIV« so vor, als würde ich mich selbst als krank etikettieren. Um sich aus dieser Geisteshaltung zu befreien, nicht mehr »mit HIV« oder »HIV-positiv« sagen zu müssen, ist der Begriff »Positiv-Sein« behilflich. Wie Sie es ja auch gesagt haben:

Eigentlich müsste man an all diesen Begriffen einmal feilen, um sie zeitgemäßer zu machen.

Wenn wir die normativen Aspekte und die Etiketten loswerden könnten und nur noch von »positiv« sprechen würden, wie wäre das? Positiv ist positiv. Etwas Gutes. Das könnte doch auch eine politische Forderung sein. Wie bei Pozitif Yaşam.

Ich habe mal auf der Seite dieses Vereins gesurft. Da teilen positive Menschen ihre Erfahrungen mit. Ja, ich führe mich selbst langsam an diese Thematik heran. Dort gibt es beispielsweise »Positive Texte«. Sehr schön, ich habe viele gelesen. Es beruhigt mich wirklich sehr, die Lebensgeschichten von Menschen zu lesen.

Und da Sie vom Positiv-Sein gesprochen haben: Ich meine, natürlich bin ich HIV-positiv. Aber ich habe mich so sehr daran gewöhnt, dass es mir vorkommt, als sei ich es gar nicht. Da hat in mir eine Normalisierung stattgefunden. Mir kommt das vor wie ein zweites Coming-out. Auch bei meinem schwulen Coming-out war mir das ja zuerst unnormal vorgekommen. Aufgrund bestimmter gesellschaftlicher Normen hatte ich geglaubt, dass es eine Sünde sei, ich konnte es mir selbst nicht verzeihen. Dieser Prozess nahm einige Zeit in Anspruch. Das jetzt ist eigentlich eine gut vergleichbare Situation. Ich habe ein zweites Coming-out erlebt, habe es für mich normalisiert, habe es angenommen.

Es gibt nichts, das sich wirklich verändert hat?

Genau.

Schwul-Sein, Positiv-Sein, so viele Dinge gelten als unnormal, dabei sind sie es gar nicht.

Ich glaube, davon bin ich eigentlich auch immer ausgegangen. Schwul-Sein und Positiv-Sein. Ich habe diesen Prozess zur Selbstakzeptanz ja bereits vor ein paar Jahren durchlebt. Wenn ich es so sehe, hatte ich einen Teil der nötigen Ressourcen schon in mir drin.

Und was lässt sich gegen Diskriminierungen tun? Sie haben ja ihre Angst vor einem Outing in der Schwulenszene beschrieben. Was lässt sich gegen eine solche Form der Diskriminierung Ihrer Meinung nach tun?

Vorurteile sind wirklich ein ganz besonderer Fluch. Ich glaube, die müssen wir alle miteinander besiegen.

Und wer kann dafür konkret etwas tun?

Ich weiß nicht, wie das gehen kann. Um ehrlich zu sein, erscheint mir das sehr schwierig. Man muss ein bisschen sensibler sein, man muss sich um etwas mehr Empathie bemühen. Ich weiß nicht, ob es zum Menschsein gehört, andere auszugrenzen oder herabzuwürdigen ... Wenn du denkst, andere stehen unter dir, stehst du dann wirklich über ihnen? Wenigstens ein bisschen? Ist das das Streben nach Überlegenheit? Ich glaube, das ist in diesem Sinn auch eine Ego-Frage. Von dieser Form des Egos müssen wir uns verabschieden. Ich glaube nämlich, dass es die Grundlage der meisten Vorurteile ist.

Manchmal merkst du ja erst beim Reden über etwas, mit wie vielen Vorurteilen du an die Sache herangegangen bist. Dann tauchen die Vorurteile auf und werden sichtbar. Ich sage etwas, ich merke, dass es falsch ist, und je länger man redet und sich gegenseitig bildet, desto besser versteht man sich. Deswegen muss man mit anderen reden. In unserer Gesellschaft werden manche Dinge nicht genügend besprochen, wir fliehen vor manchen Themen.

Deswegen ist die Arbeit der NGOs auch so wichtig, finde ich. Wenn es sie nicht gäbe, wären wir noch mehr mit Schweigen konfrontiert.

Ja, sie verteilen beispielsweise Kondome. Am 1. Dezember, dem Welt-Aids-Tag, verteilen verschiedene NGOs Kondome. Das ist zum Beispiel eine sehr gute Sache. Ganz anders der Film *İncir Reçeli* (Feigengelee).⁶

Ich habe davon gehört, konnte ihn mir aber bisher nicht anschauen.

Für eine Situationsanalyse müssten Sie ihn sich wirklich anschauen. Der Film ist super absurd. Er bestätigt in jeder Hinsicht vorhandene diskriminierende Wahrnehmungen und zementiert sie. Da sehen Sie eine Glascheibe zwischen zwei Menschen – auf diese Weise haben sie Sex. Super absurd, wirklich.

Ohne sich gegenseitig zu berühren?

Sie berühren sich nicht.

Soll das besonders romantisch sein? Zu fühlen, ohne sich zu berühren?

Genau. Das ist ein Agitationsfilm. Solche Filme führen dazu, dass Dinge,

⁶ Dabei handelt es sich um einen türkischen Spielfilm aus dem Jahr 2010. Der Film wurde von zivilgesellschaftlichen Organisationen heftig kritisiert, weil er falsche Informationen über HIV und Aids wiedergebe und Klischees und Ressentiments fördere. Vgl. dazu auch das Interview mit Canberk Harmancı.

die eigentlich aufgelöst werden sollten, noch schablonenhafter werden. Sie verstärken Vorurteile und Schubladendenken.

Gibt es denn neben dem Verteilen von Kondomen weitere gute Aktivitäten, die Ihnen aufgefallen sind?

Dieses gibt es auch bei uns an der Uni.

Am 1. Dezember?

Ja, an unserer Uni gibt es eine LSBTI-Gemeinschaft. Ich erinnere mich nicht an den genauen Namen, aber es ist so etwas wie »Queere Fest-Gruppe«. Sie verteilen unter anderem am 1. Dezember Kondome. Sie organisieren Kinoveranstaltungen und Filmvorführungen und so weiter.

Meinen Sie das jährliche queere Filmfestival, das von Pembe Hayat organisiert wird?

Ja. Auch von Kaos GL⁷ war jemand aus diesem Bereich dabei.

Alltagssorgen und Zugang zu medizinischer Versorgung und psychosozialen Angeboten

Was können Sie mir über Ihr aktuelles Alltagsleben sagen?

Nächste Woche, am Mittwoch, habe ich um 17 Uhr einen Termin im Krankenhaus.

Wieder ein Bluttest?

Ja, sie werden mir Blut abnehmen. Ich war am Dienstag im Krankenhaus. Dann war ich bei der Sozialversicherung. Es sah nämlich so aus, als sei ich gar nicht krankenversichert. Dabei hatte ich vor zwei, drei Wochen meine aktuelle Immatrikulationsbescheinigung vorbeigebracht. Ich brauchte eine Bestätigung, dass ich in Behandlung bin und dass nichts dagegen spricht, dass ich in einem Studierendenheim wohne. Die dortige Verwaltung wollte eine solche Bestätigung. Ich habe ein Problem mit der Unterkunft, das mich seit einem Monat beschäftigt. Sie wollten mich im neuen Semester nicht wieder annehmen, weil es zu wenig Platz gibt und ich ein Jahr länger studiert habe. Ich wollte deswegen meine Krankheit anführen

7 Vgl. dazu die Interviews mit Tuğrul Erbaydar und Umut Güner.

und sagen, dass ich in einem meiner Gesundheit förderlicheren Umfeld wohnen möchte.

Im Moment wohne ich bei Freund*innen. Das sollte eigentlich nur vorübergehend sein, weil ich nicht dachte, dass sich das mit der Neuanmeldung so lange hinzieht. Ich muss da möglichst bald raus. Deswegen bin ich seit einem Monat dreimal in der Woche bei der Sozialversicherung. Aber die Zuständigen lehnen mein Gesuch jedes Mal ab, weil es keinen Platz gebe. Das hat mich am Ende so genervt, dass ich ins Rektorat ging. Dort sagten sie mir, ich solle einen Antrag oder wenigstens eine E-Mail schreiben. Ich schrieb eine detaillierte E-Mail. Die stellvertretende Rektorin und Zuständige für die Unterkünfte ist wohl selbst aus der Medizin. Die Sekretärin hatte ihr von meinen besonderen Umständen erzählt und mir dann mitgeteilt, dass ich eine E-Mail schreiben soll, in der ich das beschreibe, und dass sie mir dann behilflich sein werde. Naja, und jetzt warte ich auf eine Nachricht.

Steht in Ihrer E-Mail, dass Sie HIV-positiv sind?

Ja. Ich habe der stellvertretenden Rektorin offen über die Probleme berichtet, mit denen ich konfrontiert war und bin, dass ich in Behandlung und HIV-positiv bin.

Was denken Sie, wie die Antwort sein wird?

Ich denke, dass sie mir behilflich sein wird. Da waren ja auch die nötigen Unterlagen und Gutachten angehängt.

Und die haben Sie auf eigenen Wunsch eingereicht?

Auf eigenen Wunsch, ja.

Gibt es Probleme mit der Krankenversicherung?

Nein. Ich habe im Moment eine Versicherung. Aber selbst wenn das nicht so wäre, würde mir der Staat die Medikamente kostenlos zur Verfügung stellen. Ich glaube nicht, dass ich in dieser Frage je ein Problem haben werde.

Sind Sie denn auch sonst zufrieden mit der medizinischen Versorgung, die Ihnen zur Verfügung steht?

Zum Teil. Es könnte immer alles besser sein.

Die guten Seiten ...

Die guten Seiten sind die, dass diese Universität und ihre Kliniken in ihren

Bereichen gut sind. Aber sie könnten sich auch noch mehr kümmern. Ihre psychologischen und psychosozialen Unterstützungsangebote sind eher schwach. Klar, ganz viele Untersuchungsmethoden stehen mir zur Verfügung, es gibt jede erdenkliche Form der medizinischen Unterstützung, aber psychologisch werde ich dort nicht unterstützt. Auf die Suche nach Alternativen muss ich mich meist selbst begeben. Beispielsweise musste ich den Schock, den ich am Tag nach dem positiven Testergebnis hatte, selbst verarbeiten. Sie schauten mich nur so an und konnten mir nichts sagen, was mich beruhigt hätte.

Sie gaben Ihnen einfach das Testergebnis und sagten: »Sie sind HIV positiv«?

Ja, direkt: »Sie sind HIV-positiv.« Ich meine, ich habe dort geweint und gejamert. Ich hätte mir gewünscht, im Sinne einer psychologischen Unterstützung wenigstens am selben Tag noch mit jemandem sprechen zu können. Aber diese Möglichkeit gab es dort nicht.

Es war ein sehr guter Follow-up-Prozess, aber es fehlte eben auch etwas. Ich hätte unterstützt werden müssen. Es hätte Angebote gebraucht, die mich stärken. Aber ich machte mich auch nicht auf die Suche. Ich hatte Zweifel, obwohl mir in jedem Augenblick klar war, dass ich Unterstützung brauchte. Es gibt sehr gute Institutionen, die zu diesem Thema arbeiten und forschen. Es gibt in ja Istanbul beispielsweise Pozitif Yaşam. Mir wurden auch einzelne Personen empfohlen.

*Eigentlich müssten das doch auch die Ärzt*innen tun können, oder? Dem Testergebnis entsprechend mit den Patient*innen sprechen, sie beruhigen, Informationen geben?*

Ja, aber so etwas gab es nicht. Ich konnte mich nicht beruhigen. Ich erfuhr in der dermatologischen Klinik, dass ich positiv bin. Von dort wurde ich in die Infektiologie weitergeleitet. Ich ging dorthin, zeigte jemandem mein Testergebnis, konnte gar nichts sagen. Ich weinte mir die Augen aus dem Kopf, die Leute schauten mich alle an und so weiter. Das war wirklich ein sehr schlimmer Tag. Ich gehe rein und rede mit der Ärztin, aber eigentlich rede ich nicht, sondern weine. Und sie sagt mir, so als wäre es das Normalste von der Welt: »Warum weinst du denn jetzt? Was ist denn schon los? Wovor hast du Angst? Denkst du, dass du sterben wirst?«, und lauter solche Sachen. Es war ein sehr kurzes Gespräch. Es war gar nicht gut, dass ich dort allein war.

Was war denn der Grund, dass Sie überhaupt hingegangen sind? Gab es eine konkrete Situation, die Sie hatte zweifeln lassen?

Nein, ich wollte nur zur Kontrolle. Ich meine, ich war nicht monogam, ich hatte viele verschiedene Sexpartner. Das war eine Art Vorbeugung. Ich war auch davor schon alle drei oder sechs Monate zum Test gegangen. Bis dahin waren die Ergebnisse immer negativ gewesen. Und ich sagte mir wohl immer, dass ich das nicht bekommen könne. Aber am Ende passierte es mir doch. Die meisten Schwulen kennen da keine Angst. Sie denken, das ist unmöglich. Sie passen gar nicht auf und das lässt mir wirklich das Blut gefrieren. Leider sind wir nicht besonders sensibilisiert, was das angeht. Oder wir sind sensibilisiert, aber an der Anwendung scheitert es dann trotzdem.

Gibt es denn neben den psychosozialen Unterstützungsangeboten und den Freunden weitere Institutionen oder Personen, von denen Sie sich gewünscht hätten, dass sie Ihnen in dieser Zeit beigestanden hätten?

Meine Familie hätte das beispielsweise sein können. Ich hätte mir das sehr gewünscht. Ich habe solche schwierigen Situationen erlebt und musste sie immer allein durchstehen. Meine Familie weiß nichts von alledem. Sie wissen gar nichts. Meine Familie kennt mich überhaupt nicht. Ihnen gegenüber bin ich so sehr ein anderer Mensch. Mein wahres Ich kennen sie gar nicht. Ich verstecke mich einzig und allein, weil ich nicht will, dass sie sich Sorgen machen.

Würde eine psychologische Unterstützung denn durch die Krankenversicherung bezahlt?

Nein. Und meine finanzielle Situation würde es nicht erlauben, regelmäßig in eine private Klinik oder zur Therapie zu gehen.

Bieten die Leute bei Pembe Hayat nicht Empowerment- und Unterstützungsprogramme an, die für Sie infrage kämen?

Ich meine, im professionellen psychosozialen Bereich gibt es im Moment eh nur die Beratung bei Pembe Hayat.

Nutzen Sie die?

Ich glaube, ich möchte nicht so sichtbar sein. Das ist ein bisschen meine Wahl. Aber andererseits wäre es sicher gut, aus den Erfahrungen von Leuten zu lernen, die dasselbe durchgestanden und überwunden haben. Es würde mich sicher entspannter machen, wenn ich ihnen zuhören könnte. Aber ich habe bisher noch nichts in diese Richtung unternommen.

HIV und Homosexualität im Militär

Ein letztes Thema: Wie steht es mit dem Militärdienst und einem positiven HIV-Status? In der Türkei ist der Militärdienst ja grundsätzlich für alle Männer ab dem 20. Lebensjahr verpflichtend.

Darüber weiß ich nicht so viel. Im Internet steht, dass ich von der Wehrpflicht befreit bin. Wenn ich zur Musterung gehe, steht es mir frei, von meiner Krankheit zu sprechen. Dann werde ich offenbar freigestellt.

Das heißt, Sie werden nicht vom Militärdienst ausgeschlossen, sondern Sie kommen frei, wenn Sie es wollen?

Ich vermute, dass man dann für untauglich erklärt wird.

Aber was passiert, wenn Sie den Wehrdienst doch leisten möchten?

Daran hindert dich niemand. Es wird mir überlassen. Sie fragen, ob man zum Militär will oder nicht. Ich beispielsweise werde sagen, dass ich es nicht will.

Das ist ein interessanter Fortschritt. Sie fragen Sie nach Ihrem Willen.

Das ist das, was ich gehört habe. Doch in unserer Gesellschaft sehen sie dich ja nicht als Mann, wenn du nicht beim Militär warst. Es gibt traditionell einen solchen Druck.

Steht denn auf dem Dokument, das Ihre Untauglichkeit belegt, ein Grund?

Nur, dass man untauglich ist. Ich habe gehört, dass da nichts weiter ausgeführt wird.

Früher sprachen sie – im Zusammenhang mit Homosexualität – von psychosexueller Störung. Viele Schwule wollten freigestellt werden, indem sie sich für untauglich erklären ließen. Aber in der Konsequenz bekamen sie dann so etwas bescheinigt.

Ja, und dann riefen sie deine Familie an und sagten Dinge wie: »Kommen sie und holen Sie Ihre Tochter hier ab.«

Zumindest bei HIV reagieren sie also sensibler? Was ich erwähnt habe, liegt schon fünf, sechs Jahre zurück ... Ich weiß nicht, wie es jetzt ist. Aber es klingt nach einem sehr begrüßenswerten Fortschritt.

Das finde ich auch, auf jeden Fall. Für meine Gesundheit wäre der Militärdienst nicht vorteilhaft, denn das Essen und die Hygiene sind dort nicht so

gut. Es ist aber eine offene Frage, ob für das Militär meine Gesundheit im Vordergrund steht oder ob sie eher an die Gesundheit der anderen Soldaten denken, wenn sie mich freistellen.